Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Schwarzwälder Bote. 1845-1858
# (1855) Unterhaltungsblatt

20 (18.5.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

# Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 20. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 18. Mai 1855.


## Die Lebendig-Todte.

(Fortsezung.)

### XV.

Unsere Herzen waren jedoch, wie man leicht denken kann, von verschiedenen Gedanken erfüllt, weßhalb auch meine Mutter sogleich nach unserer Nachhausekunft Gabrielen ein Zeichen gab, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Das arme Kind bot mir ihre Stirn dar, wie sie früher gewöhnt war, allein kaum hatte sie gefühlt, daß meine Lippen sie berührten und meine Arme sie an meine Brust schlossen, so zerfloß sie in Thränen. Als ich mich zu ihr herabneigte, las ich in ihrem Herzen und hatte Mitleid mit ihr.

Liebes Schwesterchen, sagte ich zu ihr, Du mußt mir nicht über Dinge zürnen, die stärker sind, als ich. Gott lenkt die Ereignisse und die Ereignisse lenken den Menschen. Seit unser Vater gestorben ist, bin ich für Dich verantwortlich; ich muß über Dein Leben wachen und Dich glücklich machen.

— Ja, ja, Du mußt es, sagte Gabriele, und was Du befiehlst, werde ich thun, sei ruhig; ich muß aber stets fürchten, ohne zu wissen, was ich fürchte, und weinen, ohne zu wissen, weßhalb ich weine.

— Beruhige Dich, sagte ich zu ihr; die größte Gefahr ist jezt, Dank sei dem Himmel, der über Dich wachte, vorüber. Gehe wieder in Dein Zimmer, bete zu Gott, wie eine junge Seele beten muß; das Gebet verscheucht die Angst und trocknet die Thränen. Gehe!

Gabriele umarmte mich und verließ das Zimmer. Meine Mutter folgte ihr ängstlich mit den Augen und fragte sodann:

— Was bedeutet das Alles?

— Das bedeutet, antwortete ich in ehrfurchtsvollem, aber festem Tone, daß diese Heirath unmöglich ist und daß Gabriele den Grafen Horaz nicht heirathen kann.

— Ich habe ihm aber mein Wort gegeben, antwortete meine Mutter.

— Ich werde Sie desselben entbinden, ich stehe dafür.

— Aber wirst Du mir denn nicht sagen, weßhalb? Ohne irgend einen Grund? . . .

— Halten Sie mich denn für so sinnlos, unterbrach ich sie, daß ich so geheiligte Dinge, wie ein gegebenes Wort, brechen sollte, ohne einen wichtigen Grund dafür zu haben?

— Aber Du wirst mir ihn sagen, hoffe ich.

— Unmöglich, unmöglich, Mutter, denn ich bin durch einen Eid gebunden.

— Ich weiß, daß man Vieles gegen den Grafen sagt, allein man hat noch Nichts beweisen können. Glaubst Du alle diese Verläumdungen?

— Ich glaube meinen Augen, Mutter, ich habe gesehen!...

— O! . . .

— Hören Sie, Sie wissen, daß ich Sie liebe, und daß ich meine Schwester liebe; Sie wissen, daß ich fähig bin, einen unwiderruflichen Entschluß zu fassen, wenn es sich um Ihr beiderseitiges Glück handelt; Sie wissen endlich, daß ich unter so wichtigen Umständen nicht fähig bin, Sie durch eine Lüge zu erschrecken, und nun hören Sie, Mutter, ich schwöre Ihnen, wenn diese Heirath zu Stande gekommen, wenn ich nicht zeitig gekommen wäre, wenn mein Vater nicht in meiner Abwesenheit aus dem Grabe gestiegen wäre, um sich zwischen seine Tochter und diesen Mann zu stellen, wenn sich Gabriele jezt Frau Horaz von Beuzeval nennte, so würde mir nur Eines übrig bleiben, und ich würde es thun, glauben Sie mir; Sie nämlich zu entführen, Sie und Ihre Tochter, Frankreich mit Ihnen verlassen, um nie wieder zurückzukehren, und in einem fremden Lande Vergessenheit und Dunkelheit zu suchen, statt der Schande, die uns in unserem Vaterlande erwartet.

— Aber kannst Du mir denn Nichts sagen? . . .

— Ich kann Nichts sagen . . . Ich habe geschworen . . . Wenn ich sprechen könnte, so brauchte ich nur ein Wort zu sagen, und meine Schwester wäre gerettet.

— Welche Gefahr bedroht sie denn?

— Keine, wenigstens nicht, so lange ich lebe.

— Mein Gott, mein Gott, rief meine Mutter, Du erschreckst mich.

Ich sah, daß ich mich wider meinen Willen hatte hinreißen lassen.

— Hören Sie, fuhr ich fort, vielleicht ist Alles dieß weniger schlimm, als ich glaube. Zwischen Ihnen und dem Grafen war noch Nichts positiv bestimmt, ein unbestimmtes Gerücht, einige Vermuthungen, nicht wahr, und Nichts weiter?...

— Es war heute Abend erst das zweite Mal, daß der Graf uns begleitete.

— Nun gut; Mutter, nehmen Sie jeden beliebigen Vorwand, um ihn nicht wieder zu empfangen; schließen Sie Ihre Thüre Jedermann, dem Grafen wie den andern. Ich werde ihm begreiflich machen, daß seine Besuche unnöthig sind.

— Alfred, sagte meine Mutter erschrocken, sei vorsichtig und klug. Der Graf ist nicht der Mann, den man so verabschiedet, ohne ihm einen annehmbaren Grund dafür zu sagen.

— Seien Sie ruhig, Mutter, ich werde den Anstand beobachten. Was den annehmbaren Grund anbelangt, so werde ich ihm einen solchen geben.

Handle, wie Du willst, Du bist das Haupt der Familie, Alfred, und ich werde Nichts gegen Deinen Willen thun, allein im Namen des Himmels, messe jedes Wort, welches Du dem Grafen sagst, genau ab, und wenn Du seine Bewerbung ausschlägst, so thue dieß wenigstens auf eine so milde Weise, als möglich. — Meine Mutter sah, daß ich ein Licht nahm, um mich auf mein Zimmer zu begeben. — Ja, Du hast Recht, fuhr sie fort, ich habe an Deine Ermüdung nicht gedacht. Gehe auf Dein Zimmer, morgen wird doch genug Zeit seyn, Alles zu überlegen. Ich ging auf sie zu und umarmte sie; sie hielt meine Hand zurück; nicht wahr, Du versprichst mir, den Stolz des Grafen zu schonen?

— Ich verspreche es Ihnen, Mutter, und ich umarmte sie zum zweiten Male und entfernte mich.

Meine Mutter hatte Recht, ich sank vor Ermüdung zusammen. Ich legte mich und schlief in einem Zuge bis zehn Uhr des folgenden Morgens.

Ich fand beim Erwachen einen Brief des Grafen; ich hatte dieß erwartet. Doch hätte ich nicht geglaubt, daß er so viele Ruhe und Mäßigung beobachten würde; der Brief war ein Muster von Höflichkeit und lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!

Wie sehr ich auch wünschte, Ihnen diesen Brief schnell zukommen zu lassen, so wünschte ich doch, Ihnen denselben weder durch einen Diener, noch durch einen Freund zu schicken. Diese in einem solchen Falle allgemein übliche Sitte hätte die

Personen beunruhigen können, die Ihnen theuer sind, und die mir, wie Sie mir hoffentlich troz des gestrigen Vorfalls bei Lord G... erlauben werden, weder fremd noch gleichgültig sind.

Sie werden jedoch leicht einsehen, mein Herr, daß die zwischen uns gefallenen Worte eine Erklärung erfordern. Werden Sie so gütig seyn, mir die Stunde und den Ort zu bestimmen, wo Sie mir dieselbe geben können. Die Angelegenheit erfordert, wie ich glaube, daß sie geheim bleibt, und keine andern Zeugen hat, als die betheiligten Personen. Wenn Sie es jedoch wünschen, werde ich zwei Freunde mitbringen.

Ich glaube, Ihnen gestern den Beweis gegeben zu haben, daß ich Sie schon als Bruder betrachtete, und glauben Sie mir, es wird mir schwer werden, auf diesen Namen zu verzichten, und ich müßte allen meinen Hoffnungen und allen meinen Gefühlen Gewalt anthun, um Sie je als Gegner und Feind zu behandeln. Graf Horaz."

Ich erwiederte sogleich:

„Herr Graf!

Sie hatten sich nicht getäuscht. Ich erwartete Ihren Brief, und ich danke Ihnen für die Vorsicht, mit der Sie mir ihn zukommen ließen. Da diese Vorsicht Ihnen gegenüber jedoch unnüz, es dagegen richtig ist, daß Sie meine Antwort schnell erhalten, so erlauben Sie mir, Ihnen dieselbe durch meinen Diener zu senden.

Wie Sie glaubten, ist eine Erklärung zwischen uns nothwendig. Sie wird, wenn Sie es wünschen, noch heute stattfinden. Ich werde ausreiten und von zwölf bis ein Uhr im Boulogner Wäldchen in der Allee der Stummen spazieren reiten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Herr Graf, daß ich sehr erfreut seyn würde, Ihnen dort zu begegnen. Hinsichtlich der Zeugen stimmt meine Ansicht völlig mit der Ihrigen überein, daß sie bei dieser ersten Zusammenkunft unnüz sind.

Um Ihnen Ihren Brief vollständig zu beantworten, brauche ich Ihnen nur noch von meinen Gefühlen gegen Sie zu reden. Ich wünschte aufrichtig, daß meine Gesinnungen gegen Sie mir von meinem Herzen eingeflößt wären; leider sind Sie mir von meinem Gewissen dictirt. Alfred von Nerval."

Nachdem ich diesen Brief geschrieben und abgeschickt hatte, ging ich zu meiner Mutter herab. Sie hatte sich wirklich erkundigt, ob Niemand vom Grafen Horaz da gewesen sei, und nach der verneinenden Antwort der Diener fand ich sie ruhig. Gabriele hatte um Erlaubniß gebeten, in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, und sie erhalten. Nach dem Frühstück führte man mir das Pferd vor. Meine Befehle waren befolgt. Am Sattel hingen Holftern; ich steckte ausgezeichtete, geladene Duellpistolen hinein; ich hatte nicht vergessen, daß man mir gesagt hatte, der Graf Horaz ginge nie ohne Waffen aus. Ich war um 11¼ Uhr am Stelldichein; so groß war meine Ungeduld. Ich durchritt die Allee der ganzen Länge nach. Als ich mich umwandte, sah ich einen Reiter am andern Ende; es war der Graf Horaz. Kaum hatten wir uns erkannt, als wir unsere Pferde in Galopp sezten; wir trafen uns in der Mitte der Allee. Ich bemerkte, daß er gleich mir Holftern am Sattel hatte.

— Sie sehen, sagte der Graf, mich höflich und lächelnd grüßend, daß mein Wunsch, Sie zu treffen, dem Ihrigen gleich kam, denn wir sind Beide vor der bestimmten Stunde da.

— Ich habe Hundert Stunden in einem Tage und einer Nacht zurückgelegt, um diese Ehre zu haben, erwiederte ich, mich verneigend; Sie sehen, daß ich nicht zurückstehe.

— Ich vermuthe, daß die Gründe, die Sie so eilig hierherführten, keine Geheimnisse sind, die ich nicht hören kann, und obgleich mein Wunsch, Sie kennen zu lernen und Ihnen die Hand zu drücken, mich leicht bewogen haben würde, eine solche Reise in wo möglich noch kürzerer Zeit zu machen, so bin ich doch nicht so eingebildet, um zu glauben, daß Sie aus einem solchen Grunde England verlassen haben.

— Ihre Ansicht ist richtig, Herr Graf. Größere Interessen, Familieninteressen, in denen unsere Ehre beinahe gefährdet gewesen wäre, waren die Ursache meiner Abreise von London und meiner Ankunft in Paris.

— Die Worte, derer Sie sich bedienen, antwortete der Graf, sich wiederum verbeugend, und mit einem Lächeln, dessen Ausdruck immer bitterer wurde, lassen mich hoffen, daß die Ursache Ihrer Rückkehr nicht der Brief war, den Ihnen Frau von Nerval schrieb und in dem Sie Ihnen ein Heirathsproject zwischen Gabriele und mir mittheilte.

— Sie irren, mein Herr, erwiederte ich, mich verneigend, denn ich bin aus keinem andern Grunde hierhergeeilt, als um mich dieser Heirath zu widersezen, die nicht stattfinden kann.

Der Graf erbleichte und verzog die Lippen, allein fast sogleich nahm er seine gewöhnliche Ruhe wieder an.

— Ich hoffe, sagte er, daß sie das Gefühl würdigen werden, welches mich Ihre sonderbaren Antworten kaltblütig anhören läßt. Diese Kaltblütigkeit ist ein Beweis, wie sehr ich eine Verbindung mit Ihnen wünsche, und dieser Wunsch ist so groß, daß ich so indiscret seyn werde, die Untersuchung bis zum Ende zu treiben. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mein Herr, mir die Ursachen anzugeben, die mir diese blinde Antipathie von Ihrer Seite zugezogen haben, die Sie so freimüthig gestehen? Lassen Sie uns nebeneinander reiten und unser Gespräch fortsezen.

Ich brachte mein Pferd in gleichen Schritt mit dem seinigen und wir ritten die Allee hinab, als wären wir Freunde.

— Ich höre Ihnen zu, mein Herr, fuhr der Graf fort.

— Zuerst erlauben Sie mir, Herr Graf, Ihr Urtheil über die Meinung zu berichtigen, die ich von Ihnen habe; ich hege keine blinde Antipathie, sondern eine wohlberechnete Verachtung gegen Sie.

Der Graf richtete sich in den Bügeln empor, wie ein Mann, dem die Geduld ausgegangen ist; sodann fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte mit einer Stimme, in der es schwer war, die geringste Veränderung zu unterscheiden:

— Solche Gefühle sind so gefährlich, daß man sie erst dann annimmt und besonders äussert, wenn man den Mann, der sie uns eingeflößt hat, vollkommen kennt.

— Und wer sagt Ihnen, daß ich Sie nicht vollkommen kenne, mein Herr? erwiederte ich, ihm scharf in's Gesicht sehend.

— Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, erwiederte der Graf, so habe ich Sie gestern zuerst gesehen.

— Und doch hatte uns der Zufall oder vielmehr die Vorsehung schon früher zusammengeführt; es war aber Nacht und Sie haben mich nicht gesehen.

— Erklären Sie sich deutlicher, sagte der Graf, ich verstehe mich schlecht auf die Lösung von Räthseln.

— Ich war in den Ruinen der Abtei von Grande-Pré in der Nacht von dem 27. auf den 28. September.

Der Graf schrack zusammen und fuhr mit der Hand nach den Holftern; ich machte dieselbe Bewegung, er bemerkte es.

— Nun? fuhr er fort, sich sogleich wieder fassend.

— Nun, ich sah Sie aus dem Gewölbe kommen und einen Schlüssel vergraben.

— Und welchen Entschluß haben Sie nach allen diesen Entdeckungen gefaßt?

— Den, daß ich nicht zugebe, daß Sie Fräulein Gabriele von Nerval ermorden, wie Sie versucht haben, Fräulein Pauline von Meulien zu morden.

— Pauline ist nicht todt? rief der Graf, sein Pferd anhaltend und seine teuflische Kaltblütigkeit vergessend, die ihn keine Minute verlassen hatte.

— Nein, mein Herr, Pauline ist nicht todt, erwiederte ich, mein Pferd anhaltend; Pauline lebt troz des Briefes, den Sie ihr schrieben, troz des Giftes, welches Sie ihr gaben, troz der drei Thüren, hinter welche Sie sie verschlossen und die ich mit dem Schlüssel geöffnet habe, den ich Sie vergraben sah. Verstehen Sie mich jezt?

— Vollkommen, mein Herr, erwiederte der Graf, der die

Hand in einer der Holftern verborgen hielt, aber was ich nicht begreife, ist, daß Sie, im Besize dieser Geheimnisse und dieser Beweise, mich nicht ganz einfach angezeigt haben.

— Weil ich ihr einen heiligen Eid geschworen habe und verpflichtet bin, Sie im Duell zu tödten, als wären Sie ein ehrlicher Mann. Lassen Sie also Ihre Pistolen, denn wenn Sie mich ermorden, so könnten Sie Ihre Sache verderben.

— Sie haben Recht, antwortete der Graf, die Holfter zuknöpfend und sein Pferd wieder in Schritt sezend. Wenn sollen wir uns schlagen?

— Morgen früh, wenn Sie wollen, erwiederte ich und ließ meinem Pferde die Zügel schießen.

— Ganz wohl. Wo?

— In Versailles, wenn es Ihnen recht ist.

— Sehr wohl. Um 9 Uhr werde ich Sie am Schweizer Bassin mit meinen Zeugen erwarten.

— Mit den Herren Max und Heinrich, nicht wahr?

— Haben Sie Etwas gegen sie?

— Ich bin es zufrieden, mich mit einem Meuchelmörder zu schlagen, aber ich will nicht, daß er seine beiden Spießgesellen zu Secundanten nimmt. Das soll anders gehen, wenn Sie erlauben.

— Stellen Sie Ihre Bedingungen, mein Herr, sagte der Graf, sich die Lippen blutig beißend.

— Da unser Duell für Alle ein Geheimniß bleiben muß, wie es auch ausfallen möge, so wählt jeder von uns seine Zeugen unter den Offizieren der Garnison in Versailles, denen wir unbekannt bleiben; sie wissen die Ursache nicht und werden uns nur secundiren, um die Beschuldigung des Mordes zu verhüten. Ist Ihnen das genehm?

— Vortrefflich, mein Herr, vortrefflich . . . aber welche Waffen?

— Da wir uns mit dem Degen eine erbärmliche Schramme versezen könnten, die uns verhinderte, den Kampf fortzusezen, so scheinen mir die Pistolen den Vorzug zu verdienen. Bringen Sie die Ihrigen mit, ich werde die meinigen mitbringen.

— Aber, antwortete der Graf, wir beide haben Waffen bei uns und die Bedingungen sind bestimmt; weßhalb sollen wir eine Sache, die wir heute abmachen können, auf morgen verschieben?

— Weil ich einige Bestimmungen zu treffen habe, zu denen mir dieser Aufschub nothwendig ist. Es scheint mir, daß ich mich gegen Sie so betrage, daß sie mir diese Concession bewilligen können. Ueberdieß seien Sie völlig ruhig, denn ich wiederhole Ihnen, daß ich einen Eid geschworen habe.

— Das genügt, sagte der Graf, sich verneigend, also morgen um 9 Uhr.

— Morgen um 9 Uhr.

Wir grüßten uns nochmals und schlugen im Galopp jeder den entgegengesezten Weg ein. (Fortsezung folgt.)

---

## Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen.

(Fortsezung.)

### 32. Weitere Versuche über die Empfindungen.

Wir wollen hier noch einen Versuch aufführen, den Jeder selber anzustellen vermag, und der hinreicht zu beweisen, wie das, was wir empfinden, oder wichtiger: fühlen, vom Urtheil des Gehirns abhängt, woselbst der wahre Siz der bewußten Empfindung ist.

Man versuche es, den Mittelfinger, also den größten Finger der Hand so über den Zeigefinger derselben Hand zu legen, daß die Fingerspizen sich kreuzen. In dieser Lage wird die Spize des Mittelfingers dem Daumen näher seyn als die Spize des Zeigefingers. In dieser Stellung lege man eine Erbse oder ein etwa ebenso großes BrodKügelchen oder PapierKügelchen auf den Tisch, und versuche, das Kügelchen zwischen den beiden gekreuzten Fingerspizen auf dem Tisch herumzurollen. Nach einiger Uebung gelingt dies ganz gut; aber Jeder, der dies richtig anstellt, wird nach seinem Gefühl zu urtheilen darauf schwören mögen, daß er zwei Erbsen oder Kügelchen unter seinen Fingern habe. Man wiederhole den Versuch; jedesmal wird man sich durch den Augenschein überzeugen, daß man in der That nur ein einziges Kügelchen unter den Fingern habe, und doch fühlt man ganz deutlich in den Fingern, daß es zwei seyn müssen, die sogar nahe einen halben Zoll weit von einander lägen.

Man versuche es nun, das Kügelchen mit denselben Fingern auf dem Tisch zu rollen, ohne daß man diese Finger kreuzt, und man wird ganz deutlich nur ein einziges Kügelchen fühlen; sobald man aber die Finger in die bezeichnete ungewohnte Lage bringt, fühlt man das Kügelchen wiederum doppelt.

Daß hier eine Täuschung im Spiel ist, das ist klar; aber woher kommt diese Täuschung?

Der Grund derselben ist folgender.

Wenn wir einen Gegenstand mit dem Finger berühren, so verursacht der Druck auf denselben einen Reiz auf die feinsten NervenFäden des Fingers, und da jeder dieser Fäden hinaufgeht bis zum Gehirn, so wird dieser Reiz daselbst in bewußter Weise empfunden. Berührt man nun mit zwei Fingern einen und denselben Gegenstand, z. B. ein Kügelchen, so kommen aus den NervenFäden beider Finger zwei Rapporte nach dem Gehirn und man sollte eigentlich auch hier die Empfindung haben, als ob man zwei Kügelchen berührte. Allein die Erfahrung und die Gewohnheit macht es, daß man die beiden Eindrücke für einen hält und bei natürlicher Stellung der Finger nur Ein Kügelchen fühlt. Kreuzt man aber die Finger in der angegebenen Weise, so nimmt man eine ungewohnte Stellung derselben an, in welcher man noch keine Erfahrungen gemacht hat und man erhält deshalb den Eindruck von beiden Fingern, als ob er von zwei Kügelchen herrührte.

Bei wiederholten Versuchen und einigem Nachdenken wird man das, was wir meinen, richtiger herausfühlen, als wir durch viele Worte hier beschreiben können. Man wird sich überzeugen, daß man alles was man empfindet, durch die Thätigkeit des Gehirns empfindet, das über die Eindrücke auf die Nerven ein Urtheil fällt, und dann die Empfindung dorthin versezt, wo die Ursache derselben vorhanden ist.

Liegt nun der Unterschied des Pflanzen- und des Thierlebens darin, daß die Pflanzen nichts empfinden, während die Thiere Empfindung besizen, so muß man — weil man das eigentliche Wesen der Empfindung naturwissenschaftlich nicht zu ergründen im Stande ist — sagen, daß die Thiere nervenbegabte und mit Gehirn versehene Wesen sind, während die Pflanzen weder Nerven noch Gehirn besizen.

Indem aber, wie bereits gesagt, zwischen Thier und Pflanze noch der Unterschied besteht, daß die Thiere im Allgemeinen sich willkürlich von Ort zu Ort bewegen können, während dies den Pflanzen nicht möglich ist, werden wir noch nachzuweisen haben, daß dies ebenfalls von dem Daseyn der Nerven in den Thieren abhängt, — wir wollen jedoch für jezt nur noch Eins hervorheben, worin sich Thier und Pflanze unterscheiden, selbst wenn man von Empfindung und Bewegung absieht.

Jedes Thier verfällt naturgemäß in einen Zustand, worin es für einige Zeit weder empfinden noch sich willkürlich bewegen kann; wir meinen den Schlaf. Das Thier wird in diesem Zustand einer Pflanze ziemlich ähnlich, denn es lebt in der Zeit des Schlafes, ohne das Vermögen zu empfinden und sich zu bewegen. Noch mehr Aehnlichkeit erhält dieser Zustand mit dem der Pflanze, wenn die Empfindungs- und Bewegungslosigkeit durch einen Druck auf das Gehirn verursacht wird, durch welchen die Thätigkeit des Gehirns gestört ist.

Es kommt im Kriege öfter vor, daß einem Menschen eine Kugel durch den Schädel geht und ohne das Gehirn zu verlezen, auf demselben liegen bleibt. In solchem Zustand stürzt der Getroffene nieder, und wenn er zeitig noch in's Lazareth gebracht wird, lebt er mit der Kugel im Kopfe; aber ohne zu

empfinden oder sich bewegen zu können. Er lebt wirklich wie eine Pflanze. Er verlangt nicht nach Speise und Trank, bringt man ihm etwas in den hintern Theil des Mundes, so schlingt er es hinab; thut man dies nicht, so stirbt er nach Tagen, ganz so wie eine Pflanze abstirbt, die keine Nahrung erhält. Er athmet, er verdaut, scheidet auch Stoffe von sich aus, was auch die Pflanze thut.

Zieht man aber die Kugel aus dem Kopfe, so geschieht es oft, daß er sofort die Augen öffnet, um sich blickt und fragt, wo er sich befinde? —

Offenbar hat er in dieser Unglückszeit eine Art Pflanzenleben geführt; aber dennoch ist ein bedeutender Unterschied zwischen diesem Leben und dem Pflanzenleben, und diesen Unterschied müssen wir jezt näher betrachten. (Fortsezung folgt.)

## Geistesgegenwart.

Als der lezte ungarische Insurrectionskrieg beendigt war, und der bis dahin vielfach unterbrochene Verkehr wieder Leben gewann, schickte ein Fleischer einen Knecht mit einer größern Anzahl Schweine nach dem weit entfernten Pesth zu Markte, weil er die Thiere dort besser zu verkaufen hoffte, als in einer der näher gelegenen aber nur unbedeutenden Städte. — Der Knecht brachte das ihm übertragene Geschäft glücklich zu Ende und machte sich nach einem vortheilhaft abgeschlossenen Handel auf den Heimweg. Nach einer kurzen Strecke traf er auf einen anderen Wanderer, der sich ihm anschloß und ihm durch geschickte und unverdächtige Fragen den Zweck und das Resultat seiner Reise zu entlocken wußte. Beide kehrten, um zu übernachten, in demselben Wirthshause ein, und hier wünschte der Fremde dem Fleischergesellen eine glückliche Reise, indem er sagte, daß er sehr früh am andern Morgen, wahrscheinlich aber noch während der Nacht, und in anderer Richtung aufbrechen würde.

Wohlgemuth machte sich der Fleischer am nächsten Tage auf den Weg, und als er in einem Walde ein angenehmes Ruheplätzchen fand, warf er sich in das Gras und machte sich daran, sein frugales Frühstück zu verzehren. Kaum aber hatte er die ersten Bissen genossen, als er von Hinten am Halse gepackt und zu Boden gerissen wurde. Aufblickend erkannte er seinen Reisegefährten vom gestrigen Tage, der jezt mit einem Yataghan bewaffnet war, und aus dem ihm bekannten Versteck die Brieftasche mit dem ganzen Markterträge gerissen hatte, ehe der Fleischer nur an Vertheidigung denken konnte, zu der er überdies keine andere Waffe besessen hätte, als sein Taschenmesser. Aber selbst dieses ließ er wie erschrocken fallen, und indem er vor dem Räuber, der ihn jezt losgelassen hatte, niederkniete, bat er flehend: „Du hast mich überrumpelt und ich muß Dir wohl das Geld lassen, aber willst Du mich nicht Zeit meines Lebens unglücklich machen, so rechtfertige mich in den Augen meines Herrn vor dem Verdachte, daß ich ihm die Summe veruntreute, und gieb ihm den Beweis, daß ich beraubt wurde."

„Narr!" sagte der Räuber lachend, „wie kann ich das?"

„Hau mir die linke Hand ab," sagte der Fleischer, „und mein Herr wird mir glauben. Ich will sie hier auf den Baumstamm legen und wenn Du mit Deinem Yataghan einen kräftigen Hieb führst, so wirst Du sie hoffentlich ganz vom Arme trennen."

„Nun, wenn es weiter nichts ist," sagte der Räuber, „den Gefallen will ich Dir wohl thun."

Der Fleischerknecht legte hierauf die Hand auf den Baumstubben, bezeichnet die Stelle, die Jener treffen sollte, und bat nochmals, ja recht kräftig zuzuhauen.

„Sorge nicht," sagte der Räuber, holte mit aller Macht aus, und die Klinge sauste blizend und zischend nieder, so daß sie tief in das Holz eindrang. Aber in eben dem Augenblick hatte auch der Fleischerknecht die Bewegung des Räubers scharf beobachtend die Hand zurückgezogen, und seinen jezt wehrlosen Feind mit kräftiger Faust gepackt und zu Boden geworfen. Nach einigem Ringen gelang es ihm, den Räuber zu binden. Dann nahm er ihm sein Geld wieder ab, trieb ihn mit seinem eigenen Yataghan vor sich her, und überlieferte ihn der nächsten Behörde zur Bestrafung.

## Miscellen.

✕ Nicht sowohl beim Streite, als bei der Versöhnung lernt man ein unedles Gemüth von einem edlen unterscheiden. Von der Leidenschaft des Streites können beide fortgerissen werden, aber bei der Versöhnung bleibt nur das unedle zurück.

✕ Du liebst den, dessen Geheimniß Du bewahrst, und wohl Dir, wenn Du dann auch noch von ihm geliebt wirst!

✕ Frauen sprechen die Original Sprache der Liebe, und haben es gern, wenn die Männer sie gut zu übersezen verstehen: es kommt dabei auf feine Wendung an.

## Stechpalmen.

Man spricht im gewöhnlichen Leben, die Franzosen wären galante Leute. Das ist aber nicht immer der Fall. Ein Franzose hat jezt die Aussprüche vieler geistreichen und gelehrten Männer über die Frauen gesammelt, aber allemal die nachtheiligen. Der Titel des Buchs nennt die Frauen geradezu ein Uebel; aber doch ein sehr nothwendiges Uebel. Der Herr Franzose fängt aus dem grauen Alterthum zu erzählen an. Bereits der alte Plautus exprimirt sich folgendermaßen: „Wer sich recht viel Sorge und Mühe machen will, braucht sich nur zwei Dinge anzuschaffen, ein Schiff und eine Frau. Nichts kostet mehr Mühe als die Ausrüstung und Instandhaltung dieser zwei Artikel." Wer nicht Schiffseigenthümer ist, wird gar nicht begreifen können, daß ein Schiff so viel Sorge machen kann. Der Dichter Terenz singt: „Ich kenne die Weiber. Was du willst, wollen sie nicht, was sie wollen, willst du nicht." — Ein anderer Schriftsteller sagt: Nichts ist unerträglicher als die Unterhaltung der Frauen unter einander." — Wieder ein anderer behauptet: „Eine Freundschaft zwischen zwei Frauen sei in der Regel ein Complot gegen eine dritte." Endlich will Charles Nodier die Entdeckung gemacht haben: daß von allen animalischen Geschöpfen die Katzen, die Mücken und die Frauen die meiste Zeit auf die Toilette verwenden.

## Raritäten Kästlein.

⊙ Ein Lehrer frug einen zu spät in die Schule kommenden Knaben nach der Ursache seiner Verspätung. Der Knabe antwortete: in der Gasse, wo wir wohnen, wurde unter großem Volksauflauf ein Dieb gefangen; da schickte mich die Mutter, nachzusehen, ob es der Vater wäre.

⊙ Naives Bekenntniß. Ein Dandy beschwerte sich bei seinem Schneider, daß er ihm alle Kleidungsstücke seit einiger Zeit zu eng mache. „Entschuldigen Sie," sagte der Meister, „aber Ihr Bediente hat mir ausdrücklich den Befehl dazu ertheilt." Der Bediente wurde gerufen und antwortete, wegen dieses Umstandes befragt, ganz naiv: „Ja, sehen Sie, gnädiger Herr, die Kleider sind mir sonst zu weit, wenn ich sie ein Mal anziehen will."

## Charade.

Die Erste drückt Verwund'rung aus,
Auch ist sie Dir ein lieber Schmaus;
Die Zweite ist nicht das noch die,
In Eins und Zwei ein Flüßchen steh';
Die Dritt' ist gar ein Federvieh.
Das Ganze von der lezt'ren Art
Und seine Gabe warm und zart.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.